



ULRICH SCHACHT

Vereister Sommer

Auf der Suche
nach meinem
russischen
Vater



aufbau

gegen die Scheibe, der Winter war nass in diesen Tagen. Sie verwischten die Realität draußen noch mehr. Nichts nahm sie wirklich wahr von den Städten, Dörfern und Landschaften, die der Zug passierte. Nichts von Mensch und Tier, nichts von den langsam sich schließenden Kriegswunden an Gebäuden, Bahnhöfen und Fabriken, die dreieinhalb Jahre zuvor noch so überdeutlich in den Gesichtern der Städte klafften, als sie am Nachmittag des 15. August 1950 von einem Kriminalkommissar der Deutschen Volkspolizei unter nebulösem Vorwand aus dem Hause gelockt und nur wenige Straßen weiter der sowjetischen Geheimpolizei übergeben wurde, um zunächst für Wochen, später für Monate spurlos verschwunden zu bleiben.

Noch immer sah sie sich, wie sie gerade dabei war, in der winzigen Wismarer Wohnung, in der sie zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Tochter lebte, die knapp Zweijährige anzuziehen, die den Nachmittagsschlaf beendet hatte, als es gegen sechzehn Uhr klopfte. Sie nahm das Kind auf den Arm, ging zur Tür, öffnete und stand, ziemlich überrascht, einem in Zivil gekleideten Herrn gegenüber, an dessen Namen sie sich sogleich erinnerte, obwohl sie ihn nur flüchtig kannte: »Bernhardt, Kriminalpolizei!«, hatte er sich zwei Jahre zuvor militärisch knapp vorgestellt, in der örtlichen Handwerkskammer, wo sie damals arbeitete, als Kontoristin. Man ermittelte in jenen Tagen so kurz nach dem Krieg in einer Angelegenheit von Diebstahl: Schnaps war verschwunden, zwanzig Flaschen, ein gewisses Vermögen. Sie waren angeschafft worden, weil ein Fest bevorstand. Doch nun, über Nacht, waren sie verschwunden, und niemand konnte sich einen Reim darauf machen, weder in Form eines Verdachts noch auch nur einer Idee davon. Es gab Verhöre, man hatte Fingerabdrücke genommen. Am Ende verlief sich die Sache im Sande, und als sie den Ermittler danach zufällig wieder traf, auf dem Weg zum Marktplatz, und er zunächst auch nicht abgeneigt schien, ein Wort mit ihr zu wechseln, konnte sie

ihr loses Mundwerk nicht halten und fragte mit leichtem Spott in der Stimme: »Na, Herr Bernhardt, hat sich die Sache erledigt? Oder haben Sie was davon abgekriegt?« Doch der Kriminalkommissar war daraufhin, schnellen Schrittes und ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, fortgeeilt. Nun stand er plötzlich wieder vor ihr und fragte sie höflich, ob sie das Fräulein Schacht sei? Als sie bejahte, fragte er auch nach ihrem Vornamen, es gäbe ja zwei davon in der Familie? Sie nannte ihn, ohne zu zögern, doch der Kriminalpolizist entschuldigte sich überraschenderweise für einen Moment und sagte, er müsse noch einmal kurz weg, wäre aber gleich wieder da. Er blieb tatsächlich nicht lange fort, und als er zurück war, bat er sie so freundlich wie zuvor, doch bitte mit ihm zu kommen, es ginge um eine Aussage in einer bestimmten Angelegenheit. Im selben Moment kam Kätchen, ihre ältere Schwester, das andere bisherige Fräulein Schacht, ins Haus, sie hatte zehn Tage zuvor geheiratet, den Tischler Karl-Friedrich Mäker aus der Nachbarschaft, und wollte stolz die gerade fertig gewordenen Hochzeitsphotos zeigen. Es war keine kirchliche Hochzeit gewesen, aber man war mit der Droschke vorgefahren, und die halbe Straße hatte Spalier gestanden, das ganze Haus mitgefeiert. Sie selbst hatte auf dem Fest die neuen schwarzen Pumps mit den grünen Schleifen eingetanzt, ein Geschenk ihres russischen Freundes Wladimir. Während die Schwester ins Wohnzimmer ging, fragte sie den Kriminalkommissar, ob sie ihre Tochter nicht mitnehmen könne? »Aber nein«, beruhigte sie der Kommissar, »lassen Sie sie mal lieber hier, das ist wirklich nicht nötig, es dauert doch höchstens zehn Minuten!« Zwar passte ihr die überraschende Störung im Tagesablauf überhaupt nicht ins Konzept, aber wahrscheinlich ging es immer noch um die alte Sache, den blöden Schnapsklau, wie lächerlich! Also übergab sie der Schwester das Kind, zog sich nicht einmal einen Mantel über, es war ja Sommer und warm, sagte zu Schwester und Tochter: »Bis gleich«, und

folgte dem Beamten, der ihr sogar noch die Tür aufhielt. Vor dem Haus wunderte sie sich, dass der Kriminalkommissar nicht den kürzesten Weg zum Volkspolizeikreisamt einschlug, sondern offenbar einen längeren bevorzugte, einen Umweg durch die Hauptstraße der Stadt. Als sie ihn darauf aufmerksam machte, gab er eine undeutliche Antwort und dirigierte sie plötzlich völlig überraschend in den *Badstaven*, eine winzige Seitenstraße, an deren Ende ein großer roter Backsteinbau stand, ihre ehemalige Volksschule, die noch vor wenigen Jahren den Namen Hitlers getragen hatte, nach dem Krieg wurde sie in Pestalozzi-Schule umbenannt. Dort sah sie, bezog es aber noch immer nicht auf sich, eine dunkle Limousine mit verhängten Fenstern stehen, nur das Geräusch des laufenden Motors schien ihr ungewöhnlich, aber auch das wurde ihr erst nachträglich bewusst. Zielstrebig führte der deutsche Polizeibeamte die zum kurzen Gespräch Gebetene nun auf den Wagen zu, dessen hintere Tür in dem Moment aufsprang, als dem Fahrzeug nicht mehr auszuweichen war. Ein Mann in sowjetischer Uniform federte heraus, ebenso behende trat er zurück, die weit geöffnete Tür mit der linken Hand fest im Griff. Wortlos übergab der deutsche Polizist dem russischen Geheimdienstoffizier vom MGB die junge Frau, um danach eiligen Schrittes im Gassenlabyrinth der alten Hafenstadt zu verschwinden, in der sie am 9. September 1927 geboren und ihr Vater, ein Seemann, im Frühjahr 1939, kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, viel zu früh, verstorben und begraben worden war. Aber auch er hätte ihr jetzt nicht mehr helfen können, so wenig wie ihre Mutter, die noch an ihrem Arbeitsplatz im örtlichen Kirchensteueramt war. Niemand hätte ihr helfen können in diesem Moment. Der MGB-Mann schob sie ohne ein Wort zu sagen, doch mit unnachgiebigem Druck, in den Fond des Wagens, wo ein weiterer Uniformierter saß, auch der Platz neben dem Fahrer war mit einem Mann in Uniform besetzt. Dann stieg er wieder ein, so dass sie jetzt eingekeilt zwischen

ihnen zu sitzen kam, zog mit schnellem Griff die Wagentür zu, der Motor heulte auf, und die geheimnisvolle Limousine, deren Seiten- und Rückfenster verhängt waren, fuhr unaufhaltsam und mit steigendem Tempo davon.

Vier Monate später, am Heiligen Abend des schrecklichen Jahres, erhielt ihre Familie das erste persönliche Lebenszeichen von ihr. Sie hatte es am 20. Dezember abgeben dürfen, fünfzehn kurze Zeilen, mit Bleistift geschrieben, auf einem Briefbogen, Format DIN A5. Dass diesen Brief, der aus dem Frauengefängnis Hoheneck in Stollberg im Erzgebirge kam, im Unterschied zu den noch vielen folgenden, die alle mit ruhiger Hand geöffnet worden zu sein schienen, offenbar zitternde Hände aufgerissen hatten – zwei blaue 12-Pfennig-Briefmarken mit dem Porträt Max Plancks, das Porto, waren dabei halbiert worden, die Ränder des Blattes zerfetzt –, registrierte sie erst Jahre später, als sie das leicht vergilbte Bündel Briefe im Nachlass der Mutter entdeckte:

Liebe Mutti, mein Dorlekind! Endlich, endlich kann ich Euch die erste Nachricht geben und sagen, daß es mir noch gut geht. Ich hoffe auch, daß zu Hause alles wohlauf ist. Was macht mein Dorle und Neina? Bekommt keinen Schreck, aber Dorle wird im März ein Schwester- oder Brüderlein haben. Mach Dir um nichts Sorgen, wir tragen alle unser Los tapfer und der Herrgott wird uns schon zur rechten Zeit ein Wiedersehen schenken. Sei nur nicht mehr böse, daß ich nicht auf Dich gehört habe, ich habe es schon mehr als genug bereut. Ihr dürft mir jeden Monat 1 Brief mit 15 Zeilen und 1 Paket von 2 Kilo schicken mit Lebensmitteln. Appetit habe ich auf alles, und dann bitte ich um Kämmchen und Zahnpasta. Nun Euch allen ein gesundes Fest und »neues Jahr«. Eure Wendi

Nur einmal wurde ihr Blick zurück unterbrochen, als der Zugkontrolleur kam und um die Fahrkarte bat. Er sah nicht lange auf

den merkwürdigen Fahrschein, den die junge Frau ihm entgegengereicht hatte, aber er machte, als er ihn wieder zurückgab, ein besonders freundliches Gesicht, wünschte eine gute Heimreise und schloss behutsam die Coupétür. Der gleichmäßige Rhythmus des D-Zuges versetzte sie in einen unwirklichen Zustand zwischen Überwachheit und Tiefschlaf, aus dem sie immer wieder auffuhr, in den sie immer wieder zurücksank, umschwirrt von Bildfetzen und ganzen Szenenfolgen, die weit Zurückliegendes zum Vorschein brachten oder erst vor wenigen Tagen Geschehenes überscharf wieder ins Bewusstsein hoben.

Nein, sie lag nicht mehr mit abklingender schwerer Angina im frischbezogenen Bett auf der Veranda des Krankenhauses in der Johnsdorfer Straße der Stadt Stollberg im Erzgebirge, umsorgt von Menschen, die es gut meinten mit ihr und den anderen im provisorischen Krankensaal untergebrachten ehemaligen Häftlingen. Auch von dort war sie inzwischen entlassen worden, medizinisch versorgt und mit einer »Ärztlichen Bescheinigung« ausgestattet, die nicht nur den viertägigen Aufenthalt bestätigte, vermerkt und abgezeichnet für jede zukünftig zuständige Behörde hatte die Assistenz-Ärztin der inneren Abteilung, eine Frau Dr. Halank, auch noch, dass ihre Patientin »mit 14 Tagen Schonung entlassen« worden sei. Am unteren Rand des Krankenhaus-Briefbogens, linksbündig aufgedruckt, prangte das offizielle Zeichen für den ersten Fünfjahresplan des neuen Staates, zum Gesetz gemacht mit dem Charakter einer Anweisung zur Fronarbeit am 11. November 1951, die sie beide, Staat und Plan, bislang fast nur aus der Perspektive eines politischen Häftlings erlebt hatte. Noch weniger aber lag sie, wie vor Tagen, die eine Ewigkeit her zu sein schienen, apathisch in einer Einzelzelle des Krankenreviers des größten Frauengefängnisses dieses Staates, deren schwere Tür jedoch weder abgeschlossen noch